Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Offenburger Tageblatt. [Offenburg-Stadt]. 1950-1952 1951

38 (22.9.1951) Heimatbeilage zum Wochendende

Visual Library

Die Unkeuschheit im St. Andreas-Hospital

Von Karl Otto Schimpf

Der heute als Eisenlager verwendete dreifenstrige Raum unter dem schönen Andreaswappen am Offenburger Fischmarkt diente bis 1869 den alten und hinfälligen Insassen des Spitals als Aufenthaltsraum, in dem sie sich über die kleinen und kleinsten Begebenheiten ihres ruhigen Alltags unterhalten konnten, und wo sie sich still und behaglich um den wärmenden Ofen scharten.

Der Raum war bis auf ein kleines Kreuz und ein altes Barockbild schmucklos, hatte aber die eigenartige Einrichtung, daß sich hinter einer zweiteiligen Schranktüre eine verglaste Loge befand, von der die alten Spitalinsassen ohne große Umstände und ungeniert in die Kirche blicken konnten, um der Messe beizuwohnen. An der Rückwand der Andreaskirche ist die holzvergitterte Loge noch heute zu sehen.

Nach Aufhebung des Spitals schlief der Raum einen langen Dornröschenschlaf und wurde nicht sonderlich ausgenützt. Höchstens trafen sich dort die Lehrer der bis 1899 im Bau untergebrachten Knabenschule zu einer langweiligen Konferenz, oder der geistliche Lehrer des Gymnasiums holte am Josephstag die versammelten „Studenten", so nannte man früher die buntbemützten Mittelschüler, in feierlicher Prozession zur Erstkommunion ab. Einmal im Jahr trafen sich hier auch die Gemeinderäte bei der sogenannten Weintaxation, zu welcher dann aus der benachbarten „Sonne" schmackhafte Rehrücken oder Poularden in eiliger Kellnerinnenprozession über die Straße getragen wurden. Erst nach der Jahrhundertwende besann man sich im Rathaus auf das Schlagwort Volksbildung, und da man keineswegs schäbiger als andere Kleinstädte sein wollte, richtete man im alten Raum ein öffentliches Lesezimmer ein.

Es war wirklich auch jetzt noch kein schöner und zum Verweilen einladender Raum mit seiner muffigen Luft, den kahlen Wänden und im Winter mit dem leichten Kohlenoxydgas des Kachelofens. Aber schließlich waren die Zeitungen die Hauptsache, und sie lagen da in allen politischen Schattierungen, der „Ortenauer", die Offenburger Zeitung", der „Schwarzwälder Bote", die „Frankfurter Zeitung" und der rote „Vorwärts". Aber auch der Geck'sche „Dr alt Offeburger", die biedere „Gartenlaube", die „Fliegenden Blätter", bei deren überholten Witzen man nur lachen konnte, wenn man sich kitzeln ließ. Da hatte der hochpolitische Berliner „Kladdaradatsch" doch ein anderes Format, und ganz besonders der Münchener „Simplizissimus" mit seinen hervorragenden Mitarbeitern: Dem genialen Zeichner Olaf Gulbrannson, Th. Th. Heine, dem mondänen Modezeichner Reczineck, nicht zu vergessen die lustigen und ätzenden Gedichte eines Ludwig Thoma. Es war eine hochkünstlerische aktuelle und zugleich literarische Zeitschrift, wie wir sie heute leider nicht mehr kennen.

Um es aber ehrlich zu gestehen: So groß war der Andrang zu dieser Lese- und Bildungsstube nicht. Ein paar Bürger, pensionierte, kleine Beamte, und hie und da auch bildungsdurstige Arbeiter machten der Mesnersfrau, die im Hof des Spitals wohnte, bei ihren Aufräumungsarbeiten keine große Mühe. Zeitraubend war nur das tägliche Einheften der Zeitungen am frühen Morgen, und das wurde pünktlich und sauber besorgt.

Da tauchten plötzlich Beschwerden auf. Rücksichtslose Besucher lassen den „Simplizissimus" so intensiv, daß ganze Seiten eingerissen waren, und da sich der Vorfall wiederholte, merkte man die Absicht. Aber, wer konnte der Ueberlätter sein? Zunächst frug man die biedere Mesnersfrau, aber die wußte eben nur, daß sie jeden Freitag früh den „Simplizissimus" ordnungsgemäß in den Halter zog, in dem er am Freitagabend in Fetzen hing.

Der Stadtrat, dem der Vorfall zu Ohren kam, beauftragte nun besonders seßhafte Lesezimmerbesucher, die vertrauenswürdig genug waren, mit der Ueberwachung. Als ersten, den Schauspieler Kr., der von seiner Schaupielertruppe in Offenburg im Stich gelassen wurde und nicht wußte, wie er den Tag totschlagen sollte, als zweiten den schneidigen Feldwebel a. D., Schmitt, der die Ermittlung des Attentäters von vornherein zusagte. So saßen die beiden Privatdetektive zu verschiedensten Tageszeiten im Lesezimmer, scheinbar vertieft in Zeitung und Roman, und machten hinter den Blättern Stilaugen. Jeder wurde heimlich aufs Korn genommen und lediglich festgestellt, daß besonders jugendliche Leser das Lexikon betrachteten, um mangelhafte anatomische Kenntnisse zu ergänzen.

Trotz aller Bemühungen war und blieb der „Simplizissimus" zerrissen, und immer gleich die neuesten Nummern. Die Stadtväter schüttelten ratlos ihre Köpfe und setzten im geheimen eine Prämie auf die Entdeckung des Vandalen aus. Ein junger, dienstbeflissener Schutzmann meldete sich und setzte sich abends unbemerkt, mit einem Krüglein Most und einer leeren Konservenbüchse — je nach Bedarf — in den Wandschrank der Gebetsloge, von wo er durch ein Luftloch der Türe den ganzen Raum überblicken konnte. Vorerst sah er nichts Verdächtiges. Dann kam die lange, endlose Nacht, und die war in dieser engen Kiste furchtbar lange. Eine sauer verdiente Prämie!

Wie glücklich war der versteckte Detektiv, als endlich der Morgen graute und die klirrenden Schlüssel der Mesnersfrau hörbar wurden, die an ihre Reinigungsarbeit ging. Sie fegte, stäubte ab, rückte Stühle zurecht und dann . . .? Der Schutzmann traute seinen Augen am Guckloch kaum, denn nun ging das Weiblein zum Tisch, wo sie noch kurz vorher die Zeitungen in die Halter gemacht hatte, nahm den „Simplizissimus" und — ritsch — ratsch — und immer wieder hing die Hälfte der Blätterhefte an der Zeitungsstange!

„Hab' ich Sie endlich!" brüllte der Schutzmann, stieß die Schranktüren auf und stand vor dem laut kreischenden und zitternden Weiblein, das einer Ohnmacht nahe war.

„Jetzt schau einer so ebbis an: zum uffbasse isch sie angschdellt, und machts derwil selwer? Wie kumme denn Ihr dezue, so ebbis z'mache?!"

„O Polizei", kam's stoßweise aus dem Mund der Ertappten, „i habs jo nur guetgmeint, will in dere Zittung imemr so unkeischi und nackige Menscher sin, un d'Litt verdorbe were! Aber gell, Ihr zeige mich nit an, Ihr sage nix driwe im Rothus?!"

Das war alles, was die Uebeltäterin noch stammeln konnte, bevor sie in herzzerbrechendes Weinen ausbrach.

Der erfolgreiche Schutzmann erhielt eine höchst anerkennende Lobrede des Oberbürgermeisters Hermann und zog beglückt mit einer Prämie nach Hause.

Einige Tage schien es fast, als ob sich das Gericht mit der Sache befassen müßte, dann aber nahm alles eine ganz, ganz andere Wendung, die niemand erwartet hatte. Die Stadtväter sahen sich plötzlich in eine recht unbehagliche Richterrolle gedrängt. Zum allgemeinen Staunen stellte sich nämlich heraus, daß die reuige Sünderin die Mutter eines Stadtrats war!

Wer hätte da noch hartherzig sein können?

Wohl wurde die strenge Sittenwächterin stillschweigend ihres Postens im Lesezimmer enthoben und durch eine andere Frau ersetzt, aber der beabsichtigte harte Richterspruch verwandelte sich im Handumdrehen in ein humoriges Schmunzeln über die Komik des Vorfalls. Und so hatten die Stadträte für die Bekämpferin der „anstößigen" Schriften ein wohlwollendes, fast verständnisvolles Verzeihen, denn sie ließen ihr Herz sprechen.

Das war wohl das beste und menschlichste, was sie tun konnten.

Ja, das waren noch Zeiten unter dem alten Großherzog!! Wie weit liegen sie zurück, und wie lange ist doch schon die Mesnersfrau tot. Das mag gut sein. Denn, was würde sie für eine übermenschliche Reißarbeit zu leisten haben, sähe sie heute die Titelblätter der illustrierten Wochenschriften!

Daß sie vor diesen Schrecknissen bewahrt blieb, ist ein beruhigender und tröstlicher Gedanke.

Der Prälat

Zum 125. Todestag von Johann Peter Hebel

„Gelt", so hat einmal das kleine Hanspeterle gesagt, „geit, in miin Herzli hat der lieb Gott au so ne Uhr inne g'stellt, es ticktacket grad eso . . ." Ja, und auf einer Inspektionsreise hat der lieb Herrgott dem 66jährigen das Pendel angehalten. Er mag nicht sehr getrauert haben darüber, der Herr Prälat, daß es nicht in seiner behaglichen Wohnung zu Karlsruhe war, sondern draußen, wo die Schwarzwaldtannen rauschten, wo er den letzten Atemzug tun mußte. Denn dort ist er auch in seinem Herzen immer zu Hause gewesen, und Amt und Würden hat das Bauernbüble aus dem Wiesental mehr zu tragen gehabt, als ihm lieb war. Er hat sie ausgefüllt, aber daheim war er doch im schlichten Leben und unter seinen Bauern. Und von den vielen lieblichen und freundlichen Zufällen seines Lebens war doch der freundlichste der, der ihn aufforderte, den „Badischen Landkalender" zu verbessern. Was verbessern? Selber machen, hat er gesagt und hat sich hingesetzt und in amtlicher Eigenschaft gewissermaßen jene Stücklein des „Rheinischen Hausfreundes" geschrieben, die als das Schatzkästlein zu den Kleinodien der deutschen Dichtung gehören. So einfach und so schlicht, aber so anschaulich und volkstümlich wie er, hat keiner erzählt, und selbst die kleine „Mär", die er seinen Geschichten anzuhängen liebte, stört uns wenig. Große Kunst zu schreiben, hat sich Johann Peter Hebel nie unterfangen — aber sein Schatzkästlein und seine alemannischen Gedichte, die sind große Kunst, auch wenn er's selbst nicht hat wahrhaben wollen. Sie sind große Kunst, weil sie ganz Herz sind und daher auch ganz zu Herzen gehen. Grüß Gott, Johann Peter Hebel, Grüß Gott! Denn so einen, wie Dich, so schlicht und doch so groß, haben wir nimmer gehabt, seit Dein Uehrli stehen geblieben ist irgendwo im Badnerland.

Dr. R. Kipphahn

Zwischen Rhein und Schwarzwald

Heimatbeilage zum Wochenende

2. JAHRGANG | 22. September 1951 | Nummer 38

Das Gengenbacher Frauenchörlein

Von Balthasar Mooser

Die mit Recht oft bewunderte Basilika, ehedem Abtei, seit der Säkularisation Stadtkirche, die leider recht gewaltsam ihres Barockeinbaues entkleidet wurde und eine heute wohl durchweg bedauerte allzufarbige Behandlung des Innenraumes erfahren hat, besitzt im sogenannten „Frauenchörlein", der Marienkapelle, einen höchst erlesenen Schmuck. Der zu Beginn des 16. Jahrhunderts entstandene kleine Anbau ist viel zu wenig bekannt. Vor allem das herrliche Bildwerk der Frauen am

Das heilige Grab im „Frauenchörlein" der Marienkapelle der Gengenbacher Basilica

Aufnahme: Jeannine le Brun, Konstanz

Heiligen Grab zählt ohne Frage zu den köstlichsten Schöpfungen der Zeit, in der es geschaffen wurde, am Oberrhein schlechthin. In dem „Offenburg" vorbehaltenen Band der „Kunstdenkmäler Badens" spricht Max Wingenroth vom „interessantesten Stück, das die Kirche von ihrer früheren Ausstattung bewahrt hat". Und der vor wenigen Monaten heimgegangene Konservator der kirchlichen Bauten und Kunstwerke Badens, Prof. Dr. Joseph Sauer, rühmte „die ausdrucksvollen edlen Gestalten in gut plastischer Durchbildung". Auch der Laie, der ohne kunsthistorisch geschulten Blick diese Gruppe betrachtet, fühlt sich von ihr stark bewegt und ergriffen.

Erbauen ließ die Marienkapelle der Abt Konrad von Müllheim (oder Mülheim), eine der merkwürdigsten Gestalten unter den Oberhäuptern des Reichsstiftes Gengenbach. Er wird als prunkliebender, nicht eben seriöser Mann geschildert, der wegen seiner oft unüberlegten ökonomischen Praktiken, indessen auch um seines anfechtbaren Lebenswandels willen, vom eigenen Konvent heftig befehdet wurde. Wingenroth nimmt an, daß Konrad von Müllheim, der 1500 auf den Abtstuhl gelangt war, sich dem von seinem Nachfolger, Philipp von Eselsberg, besonders nachhaltig begünstigten Bestrebungen widersetzte, die Abtei in ein weltliches Stift umzuwandeln (ein Vorhaben, das dann später durch kaiserliche Gewalt durchkreuzt wurde.) Konrad von Müllheim mußte der Gewalt weichen, eben wegen der Unzufriedenheit über sein Verhalten, sah sich ins Gefängnis geworfen und starb in diesem wohl im Jahr 1507. Wie immer dieser fraglos ungewöhnliche Ordensregent sein Los auch selbst verschuldet haben mag, das in seinem Auftrag geschaffene Frauenchörlein verklärt sein Andenken.

Die Marienkapelle befindet sich an der Nordwand der Gengenbacher Stadtkirche. Das Heilige Grab und seine gotische Einfassung mit reichem Maßwerk ist etwa 5½ m hoch, über 2½ m breit und annähernd 1 m tief. Ein fliegendes Engelein hält das Wappen Konrad von Müllheims, eine fünfblätterige Blüte. Darüber steht auf einer Konsole die schöne Figur des Auferstandenen. Der Leichnam des Herrn in der Nische verrät vor allem im Haupt echten Adel. Die drei klagenden, schmerzdurchglühten weiblichen Gestalten in reich gefältelten Gewändern, Salbgefäße tragend, berühren in ihrer zuchtvoll verhaltenden Inbrunst der Trauer ungemein gefühlsbetont. Ihre Züge bezeugen das Können des unbekannten Meisters besonders eindrucksvoll. Joseph Sauer hat darauf hingewiesen, daß die Gengenbacher Grablegung, der im Jahr zuvor, etwa 1504, in Oberehnheim im Elsaß errichteten, nahesteht. Schön gerieten dem Künstler auch die beiden Engel zu Seiten der Frauen. Ein feiner, versöhnlicher Humor spielt um die schlafenden Wächter, die der Sockel in Hochrelief zeigt. Wenn die Kunstgeschichte von einem reichen, eleganten Aufbau spricht und das Werk als eines der „vorzüglichsten seiner Gattung am Oberrhein" bezeichnet, so wird diesem Urteil kaum jemand widersprechen wollen.

Schmetterlinge im Herbst

(September 1951)

Da es ans Scheiden denkt, das reifeschwere Jahr,
Dem mancher sommerliche Zug versagt geblieben,
Löst es der zauberhaftsten Falter bunte Schar,
Die schwebend kreisen um die lieben.

Die nie genug bestaunten, farbenreichen Blüten
Der Zinnien, Astern, Dahlien und Cosmeen
Als könnten sie die Unbekümmerten behüten
Vor dem Verwelken, dem sie doch bereits entgegengehen . . .

Kaum je gesehene Schmetterlinge sind erwacht
Als wär der Herbst noch meilen-, meilenweit
Und eben erst der Blumen Lust entfacht

Du stehst und fühlst dich fassungslos erfreut,
Beglückt von still geheimnisvoller seliger Macht,
Die anzubeten du in Inbrunst bist bereit . . .

Jodocus Vydt

Das runde Apfeljahr / Von Friedrich Schnack

Wenn der reife Apfel auf den Boden klopft, pocht der Herbst an das Gehäuse der Erde. Der Sommer ist verbrannt, in seinem Nachschein leuchtet der Apfel rotbäckig.

Gerundet ist das Jahr der Früchte: was jetzt noch kommt, dient zur Verzierung. Mit dem runden Apfel rundet sich der Kreis. Er ist rund wie die Welt, und die Welt wird mit einem Apfel verglichen. Der Reichsapfel ist das Zeichen der Herrschaft.

Niemand hat den Apfel vom Zweig gelöst, als er heute nacht nach einem langen, verträumten Regen auf die Erde plumpste. Die Geisterhand der Reifezeit hat ihn von seinem luftigen Sitz genommen und mit einem dumpfen Prall aufspringen lassen. Da lag er, benäßt von Tropfen, ein wenig mit Erde beschmutzt, als ihn Corvinius, der Gärtner, am Morgen aufhob.

Der Herbst meldet sich, mochte er denken. Aber er freut sich seines reichen Apfelbaumes. Der Apfel ist ein Charlamowsky, mittelgroß, ein Wirtschafts- und Tafelapfel, von Herkunft Russe, nicht hervorragend und doch brauchbar, ein beliebter Kinder- und ein geschätzter Küchenapfel, ein Mus- und Kuchenspender, doch kein Edeling.

Corvinius hätte ja lieber an seiner Stelle einen Gravensteiner, aber Boden und Luft sind für diesen zu trocken. In seiner Heimat, an der Küste und in Schleswig — wie herrlich gedeihen dort die Gravensteiner. Er weiß Wunderdinge von ihnen zu erzählen, wie überhaupt Apfelgespräche für Corvinius ein Herzensvergnügen sind. Wenige wissen so viel von der Herkunft, Geschichte und Art der Aepfel.

Der Charlamowsky ist ein Küchenbürger, ein Marktgänger und ein Massenapfel. Der Gravensteiner ist ein König, stammt er ja doch aus der Familie der Kalvillen, die mit einer Krone geschmückt sind, der erhabenen Zusammenziehung der Rippen rings um die Blume. Der Gravensteiner trägt spät, der Baum muß seine 20 Jahre haben, und er trägt auch nicht immer. In dieser Hinsicht wird er vom Charlamowsky überflügelt. Aber das Gravensteiner Blut, wenn gut gezüchtet und gar in Niedersachsen, hat bei uns wenig ernsthafte Nebenbuhler: der Apfel, von goldgelber Farbe, rötlich gesprenkelt und gestreift oder schön rot auf der Sonnenseite, von erhöhtem Duft und melonenartigem Parfüm, schmeckt fein und lieblich. Sein Fleisch ist sehr weiß und fest, dabei saftig, sogar etwas süßlich, doch verhalten — ein Apfel von hohem Rang.

Die Kalvillen sind eigentlich südliche Aepfel; die besten gedeihen in Meran, wo der Frühling um Wochen früher kommt als bei uns, und der Sommer länger dauert. Der Weiße Winter-Kalville wird bei uns zuweilen in den Feinkosthandlungen verkauft; er ist ein hellgelber Apfel.

Die Renetten sind nicht minder hochgefürstet unter den Aepfeln als die Kalvillen. Der Kalville ist hochgebaut, rippig, gekrönt und hat ein weites, geräumiges Kernhaus. Der Renette Gestalt ist plattrund, doch mehr hoch als breit, die Blume steht mäßig vertieft; ihr Geschmack soll hervorstechend süßsäuerlich, weinig sein. Doch keine Regel ohne Ausnahme. Es gibt auch sehr süße Renetten, vollkommen eben Außenseiter.

Die Königin der königlichen Renetten ist unsere Goldparmäne. Im Oktober geerntet, hält der Apfel bis Weihnachten, sogar bis Januar. Die mittelgroße, kräftige, schöngeformte Frucht, in der Reife goldgelb, glatt-häutig und auf der Sonnenseite rötlich angelaufen, schmeckt delikat. Ihr solides Fleisch ist süßweinig, edel durchsäftet.

Der Schöne von Boskoop ist unserem Freund Corvinius nicht so lieb; er hat in seinem Garten versagt, weshalb er ihn entfernte. Der Baum verlangt feuchte Lage und ist frostempfindlich — das kann Corvinius nicht unbedingt bieten.

Vorn am Zaun der Straße hat Corvinius einen Rheinischen Bohnapfelbaum gepflanzt, den man zur Reichsobstsorte ordnet, der auch der anspruchslose, doch edlere Jakob Lebel, und der von Kennern geschätzte, kantige, schöngefärbte, festfleischige und saftige Ontario angehört. Der Bohnapfel ist der wahre Dauerapfel, der sich bis zum Mai frisch hält. Ebenso Tischwie Wirtschaftsapfel, wird er seiner Güte und Brauchbarkeit wegen gern angepflanzt. Der Apfel ist länglich geformt und gegen die Blume verloren zulaufend. Sein Fleisch schimmert weiß, ist von zarter, solider oder etwas fester Beschaffenheit,

Aufnahme: Heinz Finke

schmeckt gewürzhaft, angenehm und hat ein feines Parfüm. Die Haut ist gelb-grün, auf der Sonnseite gerötet. Es ist kein hoher Apfel, nicht von Rang und Ruhm, aber ein treuer Winterbegleiter; man speist ihn bis Mai.

Vorvinius kennt verwirrend viele Apfelsorten, Früchte für allerlei Bäume, für Spaliere, Schnurbäume, Kordons, Buschbäume, Halbstämme, Hochstämme, und wie die hölzernen bezweigten und schöngeästeten Gartengestalten alle heißen mögen. Wenn er von Aepfeln aus seiner Kinder- und Jugendzeit spricht, klingt es wie von Märchennamen.

Da war der englische Kaolin mit Rosenparfüm, der zitronengelbe Blumenkalville mit quittenähnlichem Duft. Der Vater unseres Gärtners Corvinius hatte noch den weißen Rosmarinapfel im Garten, dessen Frucht gelblich-weiß und glänzend im Laub lachte. Er kannte den gelben und roten Gülderling, den buntgestreiften Papageienapfel und den ungemein seltenen Violetten Apfel, der eine schwarzrote Grundfarbe hatte und einen starken blauen Duftstaub darüber gepudert: köstliches Apfelgeläut aus vielen Zeiten, so viele klingende Namen, so viele Arten — und spritzende Süße, schäumender Saft, erquikkendes Fleisch. Tausend Bäume blitzen in seiner Apfelerzählung, wenn er am Abend vor dem Haus auf der Bank sitzt, während die Sonne untergeht und mit dem scheidenden Goldstrahl die Bäume streift und die Aepfel liebkost, bis die Amsel scheltend ins Gezweig fährt und erschrickt, weil sie mit dem Flügel eine gelbrote Frucht gestreift hat, die gestern abend noch nicht so inbrünstig sommergesättigt und herbstsüß erglüht war.

Freiburger Münsterstunde / Von Marieluise Franke

Der rote Sandstein des Freiburger Münsters ist von einer großartigen Wandlungsfähigkeit. Seine Farbskala, bestimmt durch das stets wechselnde Licht des Tages, umreißt viele Töne zwischen einem warmen Rot und einem kühlen Graubraun. An hellen Sommertagen, wenn die Sonne jenseits der Vogesen glutrot untertaucht, dann beginnt der Münsterstein fast überirdisch zu glühen und zu schimmern, und langsam nur verblaßt er wieder in der einbrechenden nächtlichen Dämmerung.

An einem frischkühlen Spätsommermorgen, als buntes Markttreiben schon den Münsterplatz belegt, sind wir in das Münster gekommen. Noch ist nicht die Stunde des nicht mehr abreißenden Touristenstromes, der die Stille des Münsters bricht. Aber schon hat die Frau, die seit Wochen den Fremden ein kleines Entgelt für den Münsterbesuch abnimmt, ihr Tischlein unter dem Mittelfeld am Hauptportal aufgestellt. Ein freundliches Grüßen. Die Einheimischen bedürfen der Abgabe nicht.

Die morgendliche Begegnung mit dem Münster ist stets eine freudige Ueberraschung. Wie wir am Bertholdsbrunnen gestanden sind und zwischen den schlichten weißen Neubauten den Münsterturm gesehen haben, da schien uns das Rot des zerbrechlich wirkenden Münsterturmes fast gewichtlos. Hauchzarte Wolkenfetzen verfingen sich noch in seinem Filigran. Sehr schlank und nur dem Wissenden auffallend, bläst hoch oben der Münsterengel in sein Horn.

Nun umfängt uns das Dämmerlicht des schmalen Mittelschiffes. Durch die wieder eingesetzten mittelalterlichen Glasfenster strömt in breiten Bahnen blau-rot-goldenes Licht und umschmeichelt die Heiligen an den stämmigen Pfeilern, die nicht so hoch oben thronen, um uns nicht noch zugehörig zu sein. Es ist sehr still um uns. Nur ein paar Betende knien unbeweglich zwischen den Bänken. Mir ist es, als sei ich ganz allein in der dem Altar zuzielenden Weite des Münsters Langsam schreite ich der Vierung zu, wo sich der spätgotische schwerelose Parlerchor in der gleichen Länge wie das Hauptschiff öffnet und der Blick in die wuchtige romanische Wölbung hinaufsteigt und gehalten wird. Wie klein bin ich an diesem Platz, aber dennoch keinen Augenblick verloren. Müssen nicht alle Gedanken und Gebete — von immer sich wandelnden Generationen gesprochen — von den Mauern des Gotteshauses eingefangen sein und zurückstrahlen? Wieviele Wünsche mögen in den Stein hineingebaut sein, ehe die Gewölbe geschlossen werden und die Späteren ihre Altäre und Heiligengestalten aufrichten konnten!

Das Besondere des Freiburger Münsters ist die wohnliche Geschlossenheit und seine Beziehung auf den Menschen. Intime Wärme strömt jedem Eintretenden entgegen. Es fehlt die messerscharfe Nüchternheit gotischer französischer Kathedralen, da überschlanke Pfeiler mit gerundeten Diensten in ferne Höhen schießen und der Mensch sich der Aufwärtsbewegung ausgeliefert sieht. Das milde Gleichgewicht und die Harmonie des oberrheinischen Landes leben im Freiburger Münster, als sei es erdhaft gewachsen und nicht von Menschenhand erbaut.

Viel Zeit mußte vergehen, bis das Münster vollendet war. Noch heute können wir den Wandel der Zeit und der Formensprache an den einzelnen Bauteilen ablesen. In der Vierung und im Querschiff, hineingeschnitten in den wuchtigen Stein sind die romanischen Rundformen, noch die niedigeren und schmäleren früheren Seitenschiffmaße verratend. Im späten 13. Jahrhundert wurden die Gewölbe des Langschiffes in gotisch schlichten Formen geschlossen. Während sich feierliches Dunkel unter der Vierungskuppel zusammenballt, strömt das buntfarbene Licht unter die gotischen Gewölbe. Das Gleichgewicht zwischen der Horizontalen und der Vertikalen ist gefunden. Schön geformte Blätter, sich von mal zu mal naturalistischer entwickelnd, hemmen das Auftwärtsstreben der Pfeiler. Zart schattendes Relief schenken die zierlichen Arkadenbögen an den Wänden der Außenmauern. Sie nehmen ihnen jede Schwere und erwecken die Illusion, als öffne sich hinter ihnen neuer Raum. Das Verwischende der wirklichen Raumgrenzen, das Auflösen der steinernen Schwere der Materie und die niemals endende Bewegung des Vorwärtsdrängens und des Aufsteigens sind das Geheimnis der gotischen Kirchen.

Ein hohes Gitter trennt uns von dem Chor. Dieser lichte, sonnendurchflutete Chor mit seinem schmalen Umgang und dem aufgelockerten Kapellenkranz ist einer der schönsten in Deutschland. Schauen wir hinauf in das Gitterwerk der sich kreuzenden Rippen, dann stürzen wir uns hinein in das „Sich vom Boden lösen", das den Chor beherrscht. Die letzten Spuren irdischer Schwere sind ausgelöscht. In die weiß-rote Symphonie des Steines hat der berühmte Baumeister Parler, der gleiche der zu Basel den Chor des Münsters schuf, im 14. Jahrhundert seine großartigste Schöpfung gebannt. Zierlicher, zerbrechlicher, aber auch stählerner als sonstwo am Münster sind die ungehemmt aufwachsenden Dienste, die sich hoch oben in kaum noch zu entwirrendem Spiel des Sichfindens einen. Und dennoch ist das Gesetz klarer Ordnung gewahrt. Nichts ist zufällig, aber alles ist Bewegung.

Und wer, die Zeit vergessend, sich hineinverliert in die östliche Lichtheit des Münsters, wird spüren, wie die äußeren steinernen Grenzen sich verlieren und die Landschaft draußen mit ihren schlanken Schwarzwaldtannen ihm nahe kommt.

Im Blickfeld des Münsters hängt das festliche Hauptaltarbild, das der bekannte oberrheinische Maler Hans Baldung Grien im frühen 16. Jahrhundert vollendet hat. Das dumpfe Grau, das die Zeit über seine leuchtenden Farben gelegt hatte, ist durch die geübte Hand eines Freiburger Restaurators hinweggenommen. In frühlingshafter Klarheit spricht es wieder zu uns — vielleicht einen Ton zu rein, mögen manche empfinden.

Der Altar, der den verschiedenen kirchlichen Festen entsprechend sich zu öffnen und zu schließen vermag, zeigt für gewöhnlich das große Bild der Marienkrönung. Schlanke, spätgotische Gestalten — Gottvater, Gottsohn und Gottesmutter — schauen mit eindringlichen Blicken uns entgegen. Geschmeidig und zart sind die Figuren, die kraftvolle Farben tragen und in eine liebevoll, bis ins Detail nacherlebte Landschaft, gestellt sind. Kostbar schimmernde Welt, die ein jubelndes Malerauge entdeckte und die zehn Jahre später wilder und erregter zu Breisach der Bildhauermeister H. L. einer von Glaubenszweifeln erregten Menschheit entgegenstellte.

Der Seppele von Niederwasser / Von R. Fahr-Til

Wenn einer wie der Sepple von einer Marketenderfamilie abstammt, dann sollte man zumindest annehmen können, daß er einen angeborenen Hang zu allerlei geistigen Getränken in sich trüge. Aber ganz im Gegenteil: Der Wassersepple war ein ausgesprochener Kaffeetrinker und mehr als einmal sang er im frohen Kreis kaffeetrinkender Wibervölker sein spezielles Liedchen zum Lobe des braunen Trankes aus Arabien. In der Gegend von Niederwasser am Ausgang des Elztales soll er das Licht der Welt erblickt haben. Später durchzog er außer dem Elztal das Simonswäldertal und kam bis hinauf in die Gegend von St. Märgen, wobei er in Sexau junge Obstbäumchen erstand und diese in Gegenden verkaufte, wo der Obstbau bislang nicht besonders gepflegt worden war. Sein Aeußeres war direkt polizeiwidrig: Er trug auf all seinen Gängen die weibliche Tracht der Elztälerinnen und als die gestrenge Polizei seine Meinung über Wert oder Unwert dieser Kleidung nicht teilte, zog er kurzerhand über den weiten Trachtenrock eine blaue Arbeitshose, stopfte den faltenreichen Rock in sie hinein und trug den „Peter" als Jacke über das Hemd und Hosenträger. Sein Haupt bedeckte winters ein Kopftuch und im Sommer trug er das weiße Trachtenhütchen aus dem Elztal, wobei die langen Bänder im Sommerwind lustig um das alte, verrunzelte Gesicht flatterten und die Ohrringe, die er trug, ihm fast den Anschein eines alten Weibleins aus dieser Gegend gaben. Der Sepple hatte eben seine ureigene Art, seine Zuneigung zum schwachen Geschlecht kundzutun. Sein Grundsatz war immer: „D'Mannsvölker mag i nit, aber d'Maidli han i gern!" — Noch mehr Huldigung aus dem Munde eines derart drolligen Hagestolzes kann man wohl kaum erwarten. Die Maidli konnten sich aber ihm gegenüber auch alles erlauben. Eines Tages soll er bei einem Kundenbesuch auf einen großen Bauernhof gekommen sein, wo gerade das weibliche Gesinde vor dem Haus mit der großen Wäsche beschäftigt war. Ihn erblicken, in einen farbigen Bettüberzug einwickeln wie ein Paket, in den wassergefüllten großen Trog werfen und immer wieder untertauchen, war das Werk weniger Augenblicke. Die Mägde kreischten hellauf vor Vergnügen, die Sonne lachte vom Himmel herab, noch mehr aber lachte der Sepple, dem es ein riesiges Vergnügen bereitete, von den „Maidli" gebadet zu werden. Wußte er doch außerdem, daß ihm anschließend im Kreis seiner fröhlichen Badejungfern mehr als nur ein Täßchen Kaffee winkte, den die Bäuerin ausgezeichnet und ganz nach seinem Geschmack zu bereiten verstand. Drum war er auch hier am liebsten und machte sich nützlich, wo und wann er immer konnte. Nach der stattgehabten Kaffeevisite wischte der Sepple seinen Mund, lachte freundlich in all die jungen, glatten Gesichter rund um den Tisch, wobei sein altes Vagantenherz vor Freude hüpfte und meinte kurz: „Guet isch's gsi!", stand auf, ging auf den Hof, zog seine Hose aus und packte im Trachtenrock die bereitstehende Axt, um Holz zu spalten, daß es nur so eine Art hatte. Wenn überhaupt für einen Menschen, dann paßte für ihn das Sprichwort: „Wer schaffen will, muß fröhlich sein!" akkurat. Und hier auf diesem Hofe war er in seinem Element, hier gab es keine Mannsbilder, die ihn hänselten oder ärgerten, hier waren alle freundlich zu ihm, und das mußte er doch irgendwie wettmachen, und sei es nur durch einfaches Holzspalten. Auch beim Duminiweber in Ettersbach soll er gern gewesen sein und mitgeholfen haben bei der Herstellung von Spulen für die Weber. Wo aber ein grober Ton herrschte, wo geflucht und geschimpft wurde, da ließ sich der Wassersepple nicht mehr sehen, da machte er, wie man hierzulande sagt, einen Buckel und verschwand. So lebt er heute noch im Mund der alten Elztäler und Simonswälder, wie ein guter Geist der Vergangenheit, immer hilfsbereit, immer fröhlich, niemals fluchend oder scheltend, zufrieden mit seinem Geschick, trotzdem er heimatlos in der eigenen Heimat war. Aber er war ein Stück von ihr, ein kleines unscheinbares vielleicht, aber er gehörte zu ihr, wie der Löwenzahn oder der Klee am Straßenrand, die Tannen auf den Höhen, die Häuser am Hang und der Bach im Talgrund . . . .

Die Zeit

Der Baum zerfällt, das Haus zerfällt.
Des Herzens leises Pochen weilt

Von diesem in den andern Tag
Und trägt dich fort mit jedem Schlag

Gelebten Lebens. Das bist du,
Ist Ahn und Enkel. Immerzu

Begraben wir nach kleiner Frist,
Was gestern noch gewesen ist

Doch stetig kommt und überschneit
Dich Flockenfall zukünftiger Zeit

Und fällt und fällt aus jeder Stund'
Und bleicht dir Wange, Haar und Mund

Und nimmt mit jedem neuen Jahr
Hinweg, was dir das Liebste war,

Und macht dein Herz mit Armut reich
Und allen Wesen gleich und gleich,

Bis einmal deine Zeit zerbricht —
Wann, weißt du nicht, das weißt du nicht.

(Aus „Hebelkranz", Alemannische Dichtergabe, Verlag Karl Schillinger, Freiburg i. Br.)

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg